

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 23 (1919)

Artikel: Im Hause des Witwers
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572903>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Media in vita

Bist allein im Leeren,
 Glühst einsam, Herz,
 Grüßt dich am Abgrund
 Dunkle Blume Schmerz.

Recht seine Aeste
 Der hohe Baum Leid,
 Singt in den Zweigen
 Vogel Ewigkeit.

Blume Schmerz ist schweigsam,
 Findet kein Wort,
 Der Baum wächst bis in die Wolken,
 Und der Vogel singt immerfort.

Hermann Hesse, Bern.

Im Hause des Witwers.

Eine Erzählung von Ernst Zahn.

Nachdruck verboten,
 Alle Rechte vorbehalten.

1.

Der soeben verwitwete Bankier Carl Otto Schwyzer trat in sein Kontor. Es sah noch einwenig düsterer aus als gewöhnlich; denn der Nebel des Wintertages draußen wollte nicht weichen. Im hintersten Raum der Flucht von Geschäftsstuben brannten sogar zwei Lampen über zwei Schreibpulten.

Schwyzer, ein hoher Bierziger, hingte seinen Hut an einen Nagel und begab sich an sein Stehpult, warf einen Blick auf den kleinen Berg von Briefen, der dort lag, und wandte sich dann seinem Prokuristen zu, der aus dem Nebenzimmer herüberkam und ihn mit ein paar schädlichen Beileidsworten nach den Trauertagen wieder im Geschäft begrüßte. Etwas Freundschaftliches lag in dem Händedruck, den der

Herr und sein erster Diener tauschten. Seit mehr als fünfundzwanzig Jahren arbeiteten sie nun zusammen; Johannes Müller, der Prokurist, hatte schon unter Schwyzers Vater im Geschäft gestanden.

„Jetzt heißt es eben wieder den Weg in die Arbeit zurückfinden,“ sagte dieser.

In seinem braunen Gesicht, das schon immer ernst war, suchte noch etwas von dem Schmerz der jüngstvergangenen Tage.

„Es ist ein guter Weg,“ antwortete der weißhaarige Müller.

Auch ihm war längst seine Lebensgefährtin gestorben. Er lebte nur noch in seinen Pflichten, und wie sein Rücken am Schreibpult hoch geworden, so war sein Wesen und Leben ein wenig allzusehr in die Gleichmäßigkeit gekommen, mit der

er im Hauptbuch seine zierlichen Zahlen untereinander setzte.

„Die Leere in unsern Zimmern oben ist unerträglich,“ klagte Schwyzer seufzend. „Wir können uns nicht darein finden. Die Kinder gehen verschüchtert und wie verloren herum.“

Der alte Prokurist wiegte zustimmend den Kopf. „Es ist uns allen sehr unerwartet gekommen,“ meinte er. „Die starke, noch junge Frau! Aber es tritt ja wie ein Würgengel in die Häuser seit einiger Zeit und nimmt gerade die Scheinbar Stärksten fort.“

In den Nebenstuben erhoben sich viele Köpfe von ihren Plätzen und wandten sich neugierige Gesichter verstohlen nach den beiden. Die Angestellten des Bankhauses Carl Otto Schwyzer empfanden insgesamt eine unverhohlene Teilnahme für den verehrten, stattlichen, an Wesen, Wissen und Mitteln gleich überlegenen Prinzipal, den unversehens und in wenigen Tagen eine Epidemie der Gattin beraubt hatte.

Nur das neue kleine Schreibfräulein in der Wechselstube blickte nicht von ihrem Buche auf, sondern steigerte im Empfinden, daß zum ersten Mal vielleicht der Brotherr Zeuge ihres Arbeitens sei, noch den Eifer, mit dem sie ihre Kurse rechnete.

„Wir werden manches zu besprechen haben,“ setzte indessen Schwyzer das Gespräch in mehr geschäftlichem Tone fort, „ich will nur erst die Briefe durchsehen.“

Müller verbeugte sich und begab sich an seinen Platz im Nebenzimmer zurück.

Der Bankier ergriff mechanisch ein weißes, spitzes Falzbein und schnitt ein paar Briefe auf. Aber es wollte mit der Arbeit noch nicht gehen. Das Leid stieg wieder in ihm auf, und Tränen traten in seine dunkeln Augen. Er wandte sich dem Fenster zu und stand einen Augenblick in Gedanken an die versunkenen, die sie vorgestern auf den verschneiten Friedhof hinausgetragen hatten. Er hatte die Mutter seiner drei Kinder geliebt. Sie hatten sehr glücklich zusammen gelebt, er, die Frau und die Kinder. Er sah Pauline, seine Frau, noch vor sich. Sie waren Schulgenossen gewesen, gleichen Alters fast. Nichts hatte das Gleichmaß ihrer Liebe

und Ehe gestört. Ein wenig einseitig war Pauline gewesen, insbesondere in den letzten zehn Jahren, ein wenig allzu genau in ihres Haushalts Pflicht und Ordnung, ein wenig unduldsam gegen die nach Freiheit verlangenden Kinder und allzu anspruchsvoll gegen die Mägde. Er sah die schlanke, dunkle Gestalt, mit dem weißen, strengen Gesicht, sah sie so deutlich, als stünde sie draußen im Garten oder träte sie aus dem Nebel einer nahen Straße heraus.

Aber die Erscheinung zerrann, und es blieb nur das Bild des Gartens allein zurück. Dieses aber wurde dem Hinausschauenden immer deutlicher. Es lenkte seine Gedanken von seiner Trauer ab. Wie schön waren diese weißen Ahlhbäume mit dem Rauhref auf Ästen und Zweigen! Wie der wunderbare Zierat maurischer Paläste, das spitzengleiche Feinwerk weißen Marmors hoben sie sich von dem grauen Hintergrund des Tages ab. Und der Brunnen da unten, dessen Strahl versiegt war, dessen graue Sandsteinschale kristallenes Eis umwuchs! Und die kleine Amorstatue aus demselben Weichstein, die auf dem Lockenkopfe eine ganz leichte Mühe frosterstarrten Schnees trug! In einigen Wochen würde da unten das Leben wieder erwachen, würden Vögel auf grünenden Zweigen sich wiegen und pfeifen, würde der Brunnen wieder rauschen und die Sonne kleine Goldteller auf den Boden legen, einen am andern, einen am andern.

Carl Otto Schwyzers Herz wurde warm unter diesen Gedanken, ein wenig neue Lebensfreude regte sich, und ein wenig Ungeduld auf den Frühling erwachte in ihm. Er erinnerte sich an die Arbeit, die seiner wartete. Und sie war ihm jetzt weniger schwer. Ja, sie lockte ihn. Er trat in die Stube zurück. Er las die aufgeschnittenen, öffnete und las weitere Briefe. Dann berief er seinen Prokuristen wieder.

Sie sprachen von den laufenden Geschäften. Eine schwache Stunde verging darüber.

„Damit sind wir wohl zu Ende?“ fragte endlich der Bankier.

„Das neue Schreibfräulein ist vorgestern gekommen,“ berichtete Müller noch.

„Ah so,“ erwiderte Schwyzer ohne viel Teilnahme. „Lassen Sie sie einen Augenblick eintreten,“ bestimmte er dann, eine Feder ergreifend und mit den Gedanken schon halb bei einem Briefe, den er zu schreiben vorhatte.

Müller entfernte sich. Mit leisen, langsamen Schritten, die zu seinem Wesen gehörten, dem Wesen eines gütigen, am Leben weise gewordenen Menschen, durchschritt er die Kontorräume bis zum letzten.

„Herr Schwyzer möchte Sie sehen,“ sprach er dort Julia Fahr an, das Fräulein, das so eifrig an seiner Arbeit stand. Dabei warf er einen Blick auf das Kassabuch, in das sie ihre Einträge machte. Zierlich und fein stand Zahl neben Zahl.

„Recht so. Das heiße ich Ordnung,“ lobte er.

Dann ließ er das junge Mädchen vorangehen, blieb selbst zurück, während sie bei dem Geschäftsinhaber eintrat, und stellte sich wieder an seinen Platz.

Carl Otto Schwyzer schien den Eintritt seiner neuen Angestellten nicht bemerkt zu haben. Er schrieb ruhig weiter.

Julia Fahr blieb bescheiden in einiger Entfernung vor seinem Pulte stehen. Sie betrachtete mit teilnehmender Neugier den Mann, der nun ihr Vorgesetzter war. Man sprach in den Geschäftsräumen mit hoher Achtung von ihm; auch in der Stadt hatte sie nur Gutes von ihm und seinem Hause gehört und schätzte sich glücklich, Eingang in dieses gefunden zu haben, umsomehr als sie mit ihrer verwitweten Mutter vor kurzem erst aus Deutschland hieher übergesiedelt und froh war, so bald schon Arbeit und Verdienst zu finden. Der stattliche Wuchs, das volle, nur leicht ergraute Haar über der kurzen geraden Stirn, die weiße, kräftige Hand, die die Feder führte, all das fiel ihr angenehm ins Auge. Sie empfand sogleich Vertrauen zu dem Manne vor ihr und ein warmes Verlangen nach Pflichterfüllung und Befriedigung der Ansprüche dieses Vorgesetzten.

„Entschuldigen Sie,“ sagte jetzt der Prinzipal höflich und legte die Feder beiseite. Seine Augen trafen ernst und ein wenig geschäftsmäßig die Untergebene.

„Bitte,“ erwiderte Julia Fahr.

„Sie sind uns von unseren Geschäftsfreunden in Plauen empfohlen,“ be-

merkte Schwyzer weiter. „Haben Sie sich schon ein wenig eingelebt?“ fragte er dann.

„Ich danke,“ entgegnete das Fräulein, während ihr anmutiges Gesicht sich leise färbte. Darauf fügte sie mit einer leisen, weichen und bewegten Stimme hinzu: „Es hat mir leid getan, bei meinem Eintritt gleich Zeugin eines so schweren Ereignisses in Ihrer Familie sein zu müssen, Herr Schwyzer.“

Der Bankier verbeugte sich.

„Sie haben auch — Sie haben Ihren Vater verloren?“ fragte er.

„Vor einem Jahr,“ antwortete Julia.

„Ihre Mutter aber lebt bei Ihnen?“

„Ja,“ bestätigte das Mädchen. In dem kurzen Ja lag eine aus der Tiefe kommende Freude.

Schwyzer fuhr fort, er hoffe, sie werde sich bald einleben und auf ihrem Posten sich gefallen.

Gewiß, versicherte Julia Fahr, daran scheine kein Zweifel.

Dann war die Vorstellung zu Ende. Der Bankier entließ das Fräulein.

Aber er blickte ihr nach, wie sie durch die Räume sich wieder entfernte. Ihr sehr blondes, dicht um den kleinen Kopf gestecktes Haar schimmerte hell, während sie so davonschritt. Ihr Gang war unhörbar, und etwas Stilles, Wohltuendes lag in jeder Bewegung ihrer jungen mittelgroßen Gestalt. Während er sich aber wieder über sein Pult beugte, standen merkwürdiger Weise zwischen ihm und dem Schreibblatt immer noch ein paar ruhige, warme, braune Augen, über denen dunkle, zu dem blonden Haar in starkem Gegensatz stehende Brauen sich schlangen. Eine ganze Weile hatte er diese seltsame Empfindung. Dann erst verlor er sich wieder in die Geschäfte. Diese spannen ihn dann allerdings ein. Er gab sich ihnen mit der vollen, durch eine unfreiwillige Ferienzeit nur vorübergehend eingedämmt gewesenen Berufsfreude hin. Erst als es Mittag schlug und das Geräusch in den Nebenräumen verriet, daß die Angestellten sich anschickten, heimzugehen, erinnerte auch er sich, daß Essenszeit gekommen war, und legte die Feder beiseite. Vielleicht war es nur Zufall, daß, während er dem Prokuristen einen Gruß

hinüberbot und ein „auf Nachmittag“ zusprach, sein Blick auch nach dem letzten Geschäftsraum hinüber ging, wo Julia Fahr sich von einem jungen Schreiber in die Fackel helfen ließ. Jedenfalls dachte er nicht länger an sie, während er nachher die gewundene Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg. Auf diesem kurzen Gang kam vielmehr das Gefühl seines Leids und seiner Vereinsamung neu über ihn.

Die Treppe war dämmerig, dämmerig auch der Flur mit dem Sandsteinboden und den alten Familienbildern an den weißgetünchten Wänden, in den er trat. Als er aber eine der vielen, braunen, schönen Nußbaumtüren öffnete, die auf diesen Flur führten, quoll ihm die Sonne heiß entgegen, die inzwischen die Nebel des Morgens überwunden hatte. Er gelangte in ein saalartiges, mit altväterischer Vornehmheit ausgestattetes Eßzimmer. Auch hier hingen alte Bilder an den mit einer dunkeln Tapete bespannten Wänden. Der Parkettboden, nur da und dort von kleinen Teppichen bedeckt, glänzte frisch gebohnt, hochlehnige Stühle umstanden den weißgedeckten Tisch, in dessen Gläsern die Sonne spielte. Ellen, Carl Ottos älteste, zwanzigjährige Tochter, eine weiße Schürze vorgebunden, stand im Begriffe, eine Weinflasche zu entkorken, während eine Magd in schwarzem Kleid und mit weißem Häubchen, Armstulpen und Schürze die Suppe auftrug. Aus einem Nebenzimmer scholl Lachen und Scherzen. Dort balgte sich Carl, der Leutnant, der noch auf seinem letzten Urlaubstag hier war, in heimlicher, der Trauer um die Mutter noch nicht völlig entlöster Weise mit dem Familienkobold Gritli herum, der Siebzehnjährigen, die soeben der Schule entwachsen war und nächstens ins Welschland gebracht werden sollte. Die beiden jungen Menschen kamen herüber, als sie den Vater eintreten hörten. Der Arm des jungen, breitschulterigen und wettergebräunten Offiziers lag um die Schultern des jungen Mädchens gelegt, dem die schwarzbraunen Zöpfe das fröhliche Gesicht mit den klugen Augen lieblich rahmten. Sie dämmten ihren jugendlichen Uebermut ein, als sie den Vater begrüßend am Tisch sich niederließen. Alle ergriff in diesem Augenblick die Erinne-

rung wieder, daß der Platz der Mutter leer war.

„Hast du im Geschäft alles in Ordnung gefunden?“ fragte der Leutnant. Er sah beinahe etwas zu behäbig aus in seiner strogenden Gesundheit.

„Der alte Müller sorgt, daß alles beim rechten bleibt,“ antwortete sein Vater. Dabei nahm er mit einem Seufzer von Ellen den Teller mit Suppe in Empfang, die vor kurzem noch seine Frau für ihn zu schöpfen gepflogen hatte. Aber die Sonne, der nahe Frühling leuchteten zu hell ins Zimmer herein, zu sehr hatten dem Witwer die paar Geschäftsstunden bewiesen, wieviel das Leben ihm noch an Möglichkeiten gelassen, und zu wohligherfüllte ihn jetzt auch das Behagen an der Gesellschaft seiner drei Kinder, als daß ihm die Brust nicht leichter geworden wäre.

Die Mahlzeiten waren bisher noch unter den Nachwehen des großen Rummers still verlaufen. Heute nahm Schwyzer selbst eine Unterhaltung auf.

„Also morgen wirst du dich zu deiner Truppe zurückbegeben?“ fragte er den Sohn.

Dieser bejahte. Die helle Freude an seinem Militärdienst leuchtete ihm aus den Augen. „Es befriedigt einen doch merkwürdig, die Führung von ein paar Leuten zu haben, sich ihrer anzunehmen und neben ihrem Gehorsam sich auch ihr Vertrauen zu gewinnen,“ meinte er.

Schwyzer lächelte ihm mit den ernstesten Augen zu; es war ein tüchtiger Sohn, der ihm da nachkam.

Aber Gritli warf den Scherz ein: „Wenn ihr nur nicht alle ein solches Größenwahnlein hättet, ihr Leutnants.“

Sie lachten.

„Bist du nicht froh, wenn dir einer schöne Augen macht,“ neckte die ernstere Ellen die jüngere Schwester.

„Nimm dich doch selber bei der Nase,“ gab diese beschlagen zurück; „stehst du nicht jeden Morgen am Fenster, wenn Hans Sprecher vorübergeht?“

Es herrschte eine aufgeräumte Stimmung am Tische. Die drei Kinder zollten dem Vater eine liebevolle Rücksicht und Aufmerksamkeit. Sie sahen ihm seine kleinen Wünsche von den Augen ab. Der

Sohn füllte ihm das Weinglas, jetzt reichte ihm Gritli das Salzfaß, und jetzt erkundigte sich Ellen hausmütterlich, ob ihm auch die Mehlspeise munde. So war es auch zu Lebzeiten der Frau und Mutter gewesen; die Eltern und wohlgeratenen Kinder hatten in einem schönen und glücklichen Einvernehmen gelebt.

Als sie sich nachher erhoben und Ellen die Schwarzkaffeemaschine auf einem runden Tischchen am Fenster anzündete, Carl aber dem Vater Zigarren reichte, sagte dieser: „Nun fordert das Leben wieder sein Recht von uns, Kinder. Es faßt und treibt uns weiter, wir mögen wollen oder nicht.“

Sein Mund suchte noch in leisem, sich wieder meldendem Schmerz.

„Wir wollen schon zu dir halten, Vater,“ versicherte Ellen.

Die weicherzige Jüngste aber schmiegte sich fester an Schwynzers Seite.

2.

Die Macht der Zeit ist gewaltiger als die des Leides, der Treue und des Zorns. Sie löscht die brennendste Sehnsucht, legt die feierlichsten Entschlüsse lahm und nimmt dem bittersten Haß seine Wildheit.

Carl Otto Schwynzer ging noch jeden Sonntag mit seinen Kindern auf den Friedhof. Auf dem Grabe, das sie dort hatten, welkten die Kränze nicht, ehe sie neue hinlegten. Sie sprachen auch noch oft von ihrer Verstorbenen. Aber es wucherten viele andere Gespräche über solche Erinnerungsworte hinaus. Da war doch Carls, des Leutnants, weitere militärische Schulung, es war von seiner späteren Ausbildung als Kaufmann und einer von ihm gewünschten Ueberseereise zu reden; es war zu erwägen, wann Gritli die Fahrt ins Welschland anzutreten habe, nachdem ein Aufenthaltsort für sie gefunden war. Und es war noch viel mehr zu sprechen von Ellens Lebenswendungen; denn der junge Offizier, nach welchem sie von ihren Fenstern ausgeschaut, hatte längst den Weg in die Stube herauf gefunden und zeigte die Absichten eines ernsthaften Freiers, den sie anzunehmen nicht abgeneigt schien.

Aber neben den Kindern nahm Carl Otto Schwynzer nun auch sein Geschäft

wieder voll in Anspruch. Er liebte seinen Beruf. Vater und Urväter hatten ihn vor ihm gepflegt und hochgehalten. Dafür erzogen und fast unbewußt in ihn sich einlebend, hatte er bald Genugthuung in den Erfolgen, die er ihm eintrug, gefunden, in dem Weiterbauen an dem Jahrhundert alten Familienwohlstand, in dem Vertrauen, das die Mitbürger dem ehrenfesten Geschäftsmann entgegenbrachten. So hatten das Leben und die Lebensfreude ihr Recht an ihm sich zurückgewonnen. Das Bett der Lebensgefährtin war aus dem früher gemeinsamen Schlafzimmer entfernt. Andere, Töchter und Mägde, hatten die kleinen Handreichungen übernommen, mit denen die verstorbene Frau ihm den Alltag erleichtert hatte. Das Leben ging wieder seinen Gang und schien wieder gut, ohne daß man das Gute noch vermisse, das vorher darin gewesen war. Wenn Schwynzer am Morgen sich vom Lager erhob, so lobte er den Tag, der vor ihm lag.

Der Frühling zog mit seltener Pracht herein. In dem Witwer regten sich wie in der Erde alle jungen Kräfte. Es schien ihm, als habe er nie vorher eine so wunderbare Zeit erlebt. Manchmal überkam ihn eine übermächtige Sehnsucht nach Genuß des leuchtenden Lebens. Keinen Sonntag litt es ihn zuhause. Er machte mit den drei Kindern weite Wanderungen. Er nahm seine jahrelang unterbrochen gewesenen Ritte wieder auf und fing an wie ein Junger in die Berge zu steigen. Die Lebenslust strahlte ihm mächtig aus den Augen, und die Wangen bekamen einen Schein tiefen, gesunden Rots. Er reiste mit seiner Jüngsten ins Welschland, zeigte dem empfänglichen, die Reise mit hellem Entzücken genießenden Kinde die grünen Wiesen, die furchenbraunen Felder, den im Neugrün der jungen Zweige aufbrennenden Wald. In dem Institut, in das er Gritli brachte, begeisterte er die Pensionsmutter durch sein tadelloses Französisch, seine vornehme und selbstbewußte Liebenswürdigkeit, und sein Töchterchen schrieb ihm nachher, alle ihre Mitschülerinnen hätten sich in ihn, sein stattliches Aeußeres und seine Gabe, zu erzählen und sich zu unterhalten, verliebt. Er lachte darüber;

aber er spürte wirklich, daß eine seltsame Sieghaftigkeit ihm jetzt zu Gebote stand. Er kam wieder heim, sprang wie ein Junger aus seinem Wagen, der ihn von der Bahn geholt hatte, begab sich stehenden Fußes in die Geschäftsräume, mit einem weiten Schwung die Tür öffnend, mit einer hellen, bewegten Stimme dem alten Müller zurufend, daß er wieder da sei und sich schon auf die nächste Stunde am Pulte freue, und eilte dann in die Wohnung hinauf, wo Ellen, die mit ihm vom Bahnhof gekommen war, ihm eine Stärkung bereit hielt. Seine Aufgeräumtheit floß mit der Beglücktheit der Tochter zusammen. Schon am Bahnhof hatte sie ihn mit der Tatsache ihrer inzwischen eingetretenen Verlobung mit Hans Sprecher, ihrem Freier, bekannt gemacht. Sie sprachen von der Zukunft, machten Pläne für Hochzeit und Hausstand. Der Ellen sonst eigene, fast herbe Ernst war völlig abgestreift. Sie erzählte, wie der junge Bräutigam bewundernd zu dem ernstesten Vater aufschaue, und sprach von dem tiefen Glück, das sie im harmonischen Frieden des Elternhauses immer empfunden. Nie vorher waren Vater und Tochter sich näher gestanden. Carl, der Sohn, stand auswärts im Dienst. Schwyzer hatte also jetzt nur dies eine Kind in der Nähe; aber es genügte, wenn er das schlanke, hübsche Mädchen mit hausfraulicher Anmut sich durch die Stuben bewegen sah, um ihn deren Behaglichkeit empfinden zu lassen.

Nur einmal flüchtig, als Ellen von dem Wunsche ihres Verlobten sprach, sie seinen auswärts wohnenden Eltern in den nächsten Tagen vorzustellen, und dabei anführte, daß die kleine Reise wohl ihre mehrtägige Abwesenheit zur Folge haben könnte, flog dem Witwer ein Gedanke an die Zukunft durch den Kopf und erfüllte ihn mit einer merkwürdigen Beflommenheit: Einmal vielleicht würden alle seine Kinder ausgeflogen sein. Aber das haßte noch nicht in seiner Seele.

Aufgeräumt und vergnügt begab er sich nachher nach den Geschäftsräumen zurück, erledigte mit seinem Prokuristen zusammen einige dringliche Angelegenheiten und wünschte dann einige Briefe zu diktieren. Die Türen seines Arbeits-

zimmers wurden geschlossen, und er setzte sich vor seinen Tisch, der neben dem Stehpult seinen Platz hatte, und blätterte in seinen Korrespondenzen. Dabei war er so eingenommen von den Geschäften, daß er auf ein Klopfen mechanisch „Her-ein“ rief und nicht achtete, wer eintrat und sich ihm gegenüber niederließ. Ohne Zögern begann er, zuweilen in den vor ihm liegenden Briefen sich Rat holend, seine Diktate. Erst als er sich einmal versprach und aus dem Geschriebenen sich eine Auskunft erbitten mußte, bemerkte er, daß nicht seine gewohnte Sekretärin ihm gegenüber saß, sondern Julia Fahr deren Platz eingenommen.

„Ach, Sie sind es, Fräulein?“ fragte er, ein wenig aus dem Gleichmaß seiner Arbeit gerissen.

„Meine Kollegin hat ihren Freitag,“ gab Julia Auskunft. Sie war etwas befangen und senkte sogleich die Augen wieder.

Schwyzer diktierte weiter. Aber er konnte sich einer Erregung nicht erwehren. Sie verstimmte ihn. Nie sonst, wenn er mit seiner ältlichen Schreiberin zusammen arbeitete, war ihm ein Gedanke an deren Persönlichkeit gekommen. Er bediente sich ihrer Hilfe gleichsam wie derjenigen einer seelenlosen Maschine, und wenn er auch wohl manchmal ein freundliches Wort zu ihr sprach, das nicht von Geschäften, vielleicht vom Wetter oder ihrer Gesundheit handelte, so kam ihm das doch nur aus irgend einer hochgelegenen Gedankenkammer, nicht aber aus den tieferen Räumen des Herzens herauf. Jetzt aber nahm ihn das Menschliche, Körperliche des Wesens, das ihm gegenüber saß, in Anspruch. Er konnte sich nicht versagen, zuweilen neben der Arbeit hin, seine Augen über ihr braunes, weiches Haar spazieren zu führen, zu denken, daß ihre Hautfarbe etwas von der zarten Frische der Apfelblüte und daß sie sehr schön geformte, schmale Hände habe. Diese Gedanken mehrten sich sogar und drängten sich zwischen die ernsteren, pflichtgemäßen der Arbeit, und als diese beendet war, hatten sie Schuld, daß er Julia Fahr nicht sogleich entließ, sondern abermals ein Gespräch mit ihr begann. Es handelte zunächst von ihrem und der

Mutter Befinden. Er sah wie jenes erste Mal ihr Gesicht aufleuchten, als sie von der Mutter erzählte und berichtete, wie behaglich sie es daheim immer finde, wenn sie aus dem Geschäft komme. Er gewann aber im Verlauf der Unterhaltung auch den Eindruck, daß die beiden Scheubeseidenen Frauen in der Stadt noch nicht recht Wurzel gefaßt hatten, daß sie manchmal etwas einsam waren und, obgleich sie völlig einander genügten, in einer und der andern Angelegenheit des Alltags wohl gern einen Berater gehabt hätten. Es schien ihm Pflicht als Prinzipal, daß er sich um seine junge Angestellte kümmerte, wobei er nicht bemerkte, daß die Eile, mit der er sich dieser Pflicht bewußt wurde, mehr einem innern, frohen Eigennuß als einer äußern Selbstverständlichkeit entsprang.

„Wir wohnen sehr schön droben am Blumenberge,“ erzählte Julia Fahr. „Aber es droht uns schon ein Wechsel.“

„Wieso?“ fragte Schwyzer.

„Man will uns steigern, und wir können uns eine größere Miete nicht leisten.“

Der Bankier erkundigte sich nach dem Namen des Hausherrn und erkannte ihn, als ihm dieser genannt wurde, als den eines Bekannten, eines ehrenwerten Rentners, mit dem sich wohl reden ließ. „Vielleicht suche ich Ihre Frau Mutter einmal auf,“ sagte er, „und habe dabei Gelegenheit, auch mit Ihrem Hausherrn ein Wort zu sprechen. Er ist keiner von den Harten und wird Sie nicht drängen.“

Das junge Mädchen dankte ihm mit einer jähen Freude, aber still und zurückhaltend. „Die Mutter würde es sich zur großen Ehre rechnen,“ sagte sie. Sie erhob sich dabei und stand bereit, sich zu entfernen.

„Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter,“ sagte der Witwer. Die Worte klangen ihm selber zu förmlich. Er hätte gern etwas Herzlicheres gesagt.

Julia Fahr verbeugte sich und ging. Welch ein ernsthafter, bei aller Ueberlegenheit freundlicher Mann, dachte sie, als sie sich an ihren Platz zurückbegab.

Schwyzer begann wieder zu arbeiten. Aber er fand sich nicht recht hinein. Es war etwas da, was ihn ablenkte, ohne daß er sich klar wurde, was es war.

Zu seiner Tochter Ellen äußerte er sich an diesem Nachmittag: „Wir haben im Geschäft ein neues Schreibfräulein, eine Deutsche, die mit ihrer Mutter zugezogen, merkwürdig gebildete angenehme Leute.“

Ellen achtete nicht besonders auf die Worte, freute sich nur flüchtig, daß der geliebte Vater mit einer neuen Angestellten zufrieden war.

Geraume Zeit blieb das das einzige Mal, daß Julia Fahr in des Witwers Familie erwähnt wurde. Wenige Tage später kam Hans Sprecher, Ellen, seine Braut, zum Besuch seiner Eltern abzuholen. Es war an einem Samstag. Carl Otto Schwyzer verabschiedete sich von ihnen und kehrte noch einmal in seine Geschäftsräume zurück, die an diesem Nachmittag geschlossen und von den Angestellten verlassen waren. Eine tiefe Stille herrschte in den Stuben. Der Witwer trat in sein Kontor, öffnete sein Pult und prüfte eine Anzahl Papiere. Aber die Stille bedrängte ihn seltsam, sodaß er sich von Zeit zu Zeit mit einem tiefen Mißbehagen umsah. Es war nichts Seltenes, daß er so allein war; aber nie wie heute war er der Leere und Größe seiner Räume so bewußt geworden. Auch droben in der Wohnung war niemand, außer den Mägden, niemand, der ihm nahestand. Eine eigentümliche Wehmut befiel ihn. Er mußte an seine verstorbene Frau denken und wie sie ihn nie allein gelassen, wenn die andern ausgeflogen waren. Das Heimweh nach der Toten regte sich stärker. Er erledigte indessen seine Arbeit und entschloß sich noch unter dieser, die Gesellschaft einiger Freunde aufzusuchen. Mit ihnen verbrachte er den Abend und kam so leidlich über diesen hinweg.

Am folgenden Sonntagmorgen schauten Frühling und Sonne in die Fenster seines Schlafzimmers und machten nicht nur dieses, sondern auch sein Herz hell. Der Briefbote brachte einen der frischen, liebevollen Briefe seiner Jüngsten, auch ernsthaftere, militärbegeisterte Zeilen seines Sohnes. Nach dem Frühstück setzte er sich gleich hin, sie zu beantworten. Und noch während des Schreibens lockte ihn der heißblaue Himmel, an dem manchmal eine noch winterkühle, weiße Wolke segelte, ins Freie. Er trug die Briefe selbst

zur Post. Auf dem Wege dahin sah er an die beiden Anhöhen hinauf, den Blumen- und den Tannenbergs, die die Stadt im Norden und Süden schützten und mit unzähligen Villen bebaut waren. Es fiel ihm ein, daß dort in der Höhe zur Linken irgendwo die Fahrs wohnten und daß heute eigentlich ein Tag wäre, sie aufzusuchen. Aber es war kein Plan, nur eine flüchtige Erwägung.

Nach Hause zurückgekehrt, empfand er dieselbe Einsamkeit, wie am Vortage. Er setzte sich mit einem Buche in die Wohnstube. Die Zeit bis zum Mittagessen erschien ihm unerträglich lang. Mehrmals stand er, von Unruhe getrieben, auf und schritt im Zimmer hin und her.

Als Anna, die Haushälterin, ihm die Mahlzeit vorsetzte, machte sie die tollpatschige Bemerkung: „Wenn die jungen Herrschaften einmal ihren eigenen Hausstand haben werden, wird es hier im Hause wie in einem Grabe sein.“

„Das hat wohl noch gute Weile,“ entgegnete er. Heimlich aber gab er ihr recht.

Das Essen schmeckte ihm nicht wie sonst. Er war damit in halber Zeit zu Ende und begann wieder seine unstete Wanderung von Stube zu Stube. Endlich machte ein Drang nach der Natur, nach Menschen ihm ein längeres Verweilen im Hause unmöglich. Er ließ sich Ueberzieher, Hut und Stock geben. Ohne einen bestimmten Plan begab er sich auf den Weg stadtaus; aber schon gleich zu Anfang schlug er die Richtung nach dem Blumenberge ein. Er wollte, dachte er, wenigstens einmal sehen, wo die Wohnung der Fahrs sich befand. Bei dem schönen Wetter würden die Frauen wohl ausgegangen sein.

Viele Menschen waren auf der Straße. Er liebte das nicht und fühlte sich unter dem Sonntagspublikum, das mit Kind und Regel auszog, nicht wohl. Er suchte die stillsten Straßen auf; aber da und dort blickten Neugierige doch dem hochgewachsenen und wohlgekleideten Manne nach. Man grüßte ihn auch; er empfand es lästig, eine stadtbekannte Persönlichkeit zu sein.

Allmählich gelangte er in ein Quartier kleiner, hübscher, einfacher Häuser. Hier mußte, fiel ihm ein, irgendwo sein Bekannter, der Mietsherr der Fahrs, wohnen.

Plötzlich gewahrte er auf einem Balkon eines nahen Gebäudes zwei Frauen. Er erkannte Julia Fahr. Da also hatten sie den Dachstock inne? Es war, wie Julia Fahr gesagt hatte, sie genossen eine prachtvolle Aussicht.

Er schritt weiter. Er ging an dem Hause vorüber. Und plötzlich umkehrend, zog er die Glocke. Er war lebenserfahren und lebensgewohnt, von einer ruhigen Sicherheit in Taten und Entschlüssen; aber das Herz klopfte ihm in diesem Augenblick. Was hatte er nur?

Die Tür ging auf.

Er stieg die vielen Treppen hinan.

Im obersten Stocke stand Julia Fahr in der geöffneten Wohnungstür. Sie errötete, als sie ihn erkannte. Sie hatte seine Versicherung, daß er kommen würde, nicht ernst genommen.

„Mein Gott!“ stotterte sie.

Er fühlte sich jetzt nur als der Borgesehnte, der Gönner, der im Begriff stand, jemandem wohlzutun. Mit väterlicher Herablassung reichte er Julia die Hand. Freilich fiel ihm im gleichen Augenblick auf, wie weich und angenehm die ihre sich anfühlte.

Sie nahm ihm Hut, Stock und Ueberzieher ab.

Inzwischen erschien die Mutter. Sie war eine etwas corpulente, aber stattliche Frau mit einem angenehmen, feingeschnittenen Gesicht und ruhigen, guten Manieren. Sie verbeugte sich vor dem Besuch, dankte ihm für die Ehre seines Kommens und führte ihn in die einfache Stube. Hier bot sie ihm einen Stuhl, fragte aber dann, mit einem Blick auf den von Sonne übergossenen Balkon, ob es ihm lieber sei, draußen Platz zu nehmen.

„Ich will nicht lange stören,“ sagte der Bankier.

Dann bekam er einen behaglichen Platz in einem Halbliegestuhl auf dem Balkon.

Die beiden Frauen setzten sich Schwünzer gegenüber. Man tauschte die üblichen Redensarten. Der Gast erkundigte sich nach Frau Fahrs verstorbenem Manne. Diese sprach mit Schonung und Ernst von Schwünzers junger Witwerschaft, mit einer liebevollen Teilnahme von seinen Kin-

bern, von denen sie durch die Tochter gehört habe.

Der Witwer wußte nicht, wie es kam, daß er sich in kürzester Zeit zu Hause fühlte. Die Sonne schien warm und behaglich. Ein kühles Lüftchen, das manchmal über den Balkon strich, erhöhte nur die angenehme Empfindung dieser weichen Sonnenwärme.

Der Besuch dauerte schon stark über das Anstandsmaß. Aber als Frau Fahr den Gast bat, ihm eine Tasse Tee vorsetzen zu dürfen, sträubte er sich nicht. Er hatte ja nichts zu versäumen und empfand in diesem Augenblick doppelt eine heimliche Angst vor dem Rest des einsamen Sonntags.

Julia bereitete den Tee und trug ihn auf.

Schwitzer sah die Hände, deren Druck ihm angenehm gewesen, mit zierlichen Bewegungen die Tassen füllen und herumreichen. Da holte er zuerst ein Wort aus seinem Innern herauf: „Mein Haus war heute so leer, meine Kinder fehlten. Ich fühlte mich fremd in den eigenen Räumen. Ihnen danke ich es, wenn ich jetzt die Empfindung eines Daheimseins habe.“

„Rühmen Sie uns nicht,“ entgegnete ihm Frau Fahr. „Wie sollte man nicht gerne alles tun, um einen gütigen Gast heimisch zu machen.“

„Ich hoffe, daß Sie mir Gelegenheit geben werden, gleiches mit gleichem zu vergelten,“ sagte der Bankier. Die aufwallende Dankbarkeit trieb ihm die Einladung auf die Zunge, und dieselbe Regung hieß ihn hinzufügen: „Die Kinder werden sich freuen.“

Aber im gleichen Augenblick sprang ein Zweifel in ihm auf. War er dieser Freude gewiß?

Die beiden Frauen sagten mit bescheidener Zurückhaltung zu.

Die Unterhaltung nahm ihren Fortgang. Die Zeit ging herum. Die Sonne stand tief, als Schwitzer aufbrach.

„Ich begreife deine Verehrung,“ sagte nach seinem Weggang Frau Fahr zu Julia.

„Er war sehr leutselig,“ entgegnete die Tochter. Sie errötete abermals leise.

„Menschen von wahren innern Wert sind immer gütig,“ meinte die Mutter.

Der Witwer indessen begab sich nach Hause. Vielleicht hatte er vergessen, daß er durch den Besuch bei den Fahr's einen Spaziergang nur kurz hatte unterbrechen wollen. Er achtete jetzt nicht auf die Zeit, auch nicht mehr auf die Spaziergänger in den Straßen. Eine frohe Bewegung hatte sich seiner bemächtigt, als ob er eben einen rechten Lebensgewinn gemacht. Er war entschlossen, Julia Fahr und ihre Mutter in seiner Familie einzuführen. Leise Bedenken, die sich noch immer in ihm regten, wurden von der Freude am Wesen der beiden Frauen überstimmt.

3.

Ellen Schwitzer war zurück.

Karl, der Sohn, kam aus dem Militärdienst.

Ellen fand in ihrem Zimmer ein Etui, das eine Perlenkette enthielt. Sie war ein Geschenk ihres Vaters an ihre Mutter gewesen, und der Vater bestimmte sie ihr als Verlobungsgabe; denn Karl Otto Schwitzer hatte einen Trieb, Freude zu machen, dessen Herkunft und Ursache er selbst nicht kannte. Ellen, in ihrem Liebesglück ohnehin in gehobener Stimmung, empfand für den verehrten Vater eine noch innigere Zärtlichkeit als sonst, fiel ihm um den Hals und gab ihm allerlei Schmeichelnamen.

Der Sohn brachte eine Vormittagsstunde in der Arbeitsstube des Vaters zu. Angestellte kamen und gingen. Der Prokurist trat aus und ein. Gelassen nahm Schwitzer ihre Berichte entgegen, fertigte sie ab und leitete mit fluger, sicherer Hand den Gang des Geschäftes. Ein Mitglied der Stadtbehörde erschien, um für eine zu wohltätigem Zweck gestiftete Gabe zu danken. Der Vertreter einer auswärtigen Großbank stellte sich ein und besprach mit Schwitzer eine Finanzaktion. Karl, der Sohn, konnte nicht umhin, zu erkennen, in welcher hohen Schätzung der Vater bei allen stand, die mit ihm zu tun hatten, und mit welcher Selbstverständlichkeit und Ueberlegenheit dieser an die kleinen wie die großen Aufgaben herantrat und sie erledigte. Er gab seinen Eindringen Worte, als er nachher oben in der Wohnstube mit der Schwester wieder zusammentraf, und beide sangen das Lob des Vaters.

Vielleicht selbst durch die ergiebige Morgentätigkeit innerlich erhoben, erschien Schwyzer nachher in aufgeräumter Stimmung bei Tisch.

„Ich habe euch auf den Sonntag zwei Teegäste geladen,“ teilte er während der Mahlzeit seinen Kindern mit.

Sie waren neugierig.

„Hans wird kommen,“ sagte Ellen, die vielleicht ihren Bräutigam gern als alleinigen Gast gehabt hätte.

„Sehr gut,“ erwiderte der Vater. Dann nannte er die Namen seiner Eingeladenen. Er fügte bei, daß er den zwei Frauen, die in der Stadt ohne Beziehungen seien, die Möglichkeit bieten möchte, mit Leuten ihrer Bildungsstufe in Verkehr zu kommen.

Beide Kinder schwiegen einen Augenblick.

Er konnte sich nicht verhehlen, daß sie erstaunt waren. Ein leiser Schatten flog über seine Vergnügtheit.

Karl, der Sohn, hatte indessen den guten Willen, sich in das Vorhaben des Vaters zu finden. Er erkundigte sich nach den Fahrts.

Schwyzer erzählte von seinem Besuche bei ihnen. „Ich halte es für meine Pflicht, mich ihrer anzunehmen,“ fügte er nicht ohne leise Gereiztheit hinzu.

Ellens bewegliches Gesicht zeigte ihre Unzufriedenheit. „Es ist bisher nicht Sitte gewesen, Geschäftsangestellte einzuladen,“ sagte sie.

Schwyzer sah die Tochter groß und ernst an. „Du hast deines Bräutigams wegen Bedenken,“ sagte er; „aber die Damen dürfen sich in jeder Gesellschaft sehen lassen.“

Eine leichte Unbehaglichkeit griff Platz. Nie zuvor war die schöne Uebereinstimmung gestört gewesen.

Ellen erinnerte sich aber der großen Freude, die ihr der Vater noch kurz vorher bereitet. Sie überwand sich. „Dein Wille entscheidet natürlich,“ stimmte sie zu.

Sie verließen dann das Thema. Sie beendeten die Mahlzeit. Scheinbar waren sie wieder ganz die alten. Sie wußten selbst nicht, daß irgend etwas in ihnen blieb, das sie nicht ganz befriedigte ...

Zur Teestunde am Sonntag war der Tisch im Schwyzerischen Eckzimmer zier-

lich wie nur je gedeckt. Ellen hatte das selbst besorgt.

„Der Vater hat zwei Schützlinge eingeladen,“ erklärte sie dem bereits anwesenden Hans Sprecher.

Kurz darauf erschien Schwyzer selbst, äußerlich vollständig ruhig. Die sorgfältigen Anstalten, die Ellen getroffen, versetzten ihn sogleich in gute Laune. Eine kleine Unstetigkeit der Augen und Hände nur verriet heimliche Erregung. Er begrüßte den künftigen Schwiegersohn und teilte ihm ebenfalls kurz mit, was der Grund des Besuchs sei, den sie erwarteten.

„Sehr gut,“ lobte Hans Sprecher. Er war von seinen eigenen Verhältnissen so befriedigt, daß er nicht dazu kam, andere Dinge irgendwie auf ihre Tiefe zu beurteilen.

Frau Fahr und ihre Tochter trafen pünktlich ein.

Ellens Mund verzog sich ein wenig, als das Läuten der Hausglocke die Gäste ankündigte. Aber sie verlor alle Mißvergnügtheit, als sie ein paar Worte mit diesen gewechselt hatte. Sie waren in keiner Weise zu beanstanden. Sie bewegten sich mit einer bescheidenen ruhigen Sicherheit. Die dicke, gemächliche Frau Fahr hatte in ihrer mütterlichen Art einen Ton, der der Waise sogar wohl tat. Karl Schwyzer kam etwas später. Sein Platz am Tisch befand sich neben Julia, die zwar Ellen vom Sehen bekannt, ihm aber noch nicht begegnet war. Ihr Aeußeres gefiel ihm sogleich. Aufgeräumt fing er an, sich mit ihr zu unterhalten und brachte durch seine Munterkeit bald einen angeregten Ton in die ganze Gesellschaft. Niemand hätte irgendwelche Hemmungen entdecken können. Selbst der Bräutigam schien neben der Erwählten seines Herzens ganz gern seinen Blick auf dem zweiten jungen Mädchen ruhen zu lassen.

Der Witwer allein war innerlich nicht so ganz sicher wie sonst. Seine Seele war wie ein wachsamcs Hündlein, das alle Augenblicke durch neue Störungen aufgeschreckt wird. Jetzt meinte er in Ellens Augen prüfende Mißbilligung zu lesen, während sie sich mit Frau Fahr unterhielt, jetzt, da sie sich an ihn selbst wandte, schien ihm im Ton ihrer Stimme nicht die gewohnte Zärtlichkeit zu klingen, und jetzt

machte es ihn sonderbar unruhig, daß Karl sich immer angelegentlicher mit Julia beschäftigte. Einen Augenblick lang lauschte er mit Befriedigung, wie Frau Fahr von ihrem früheren Leben, dem Wert eines friedlichen Heims und verständnisvoller Beziehungen zwischen Ehegatten, und zwischen Eltern und Kindern sprach, und bemerkte, daß ihre schlichte, warme Art nicht ohne Eindruck auf die jungen Leute blieb; aber gleich darauf hatte er neue Zweifel, ob zwischen diesen und seinen Gästen die rechte Wärme und Herzlichkeit aufkommen könne. Schließlich war es ihm nicht unlieb, als die Zeit des Besuchs ablief und Frau Fahr und ihre Tochter sich erhoben.

Ellen spielte tadellos die Hausfrau. In einem Tone, der keinerlei Freundlichkeit vermissen ließ und doch ihre Stellung als Tochter des Prinzipals deutlich wahrte, sagte sie zu Julia: „Ich habe mich gefreut, Sie kennen zu lernen, und würde es begrüßen, wenn wir uns zuweilen begegneten.“

Und zur Mutter sich wendend, fügte sie hinzu: „Sie werden uns stets willkommen sein, Frau Fahr.“

Die alte Frau dankte. Sie und Julia verabschiedeten sich.

Der Witwer drückte beider Hände. „Sie werden mich auch bei Ihnen wiedersehen,“ sagte er, „es war sehr schön jenes erste Mal.“

Auf dem Nachhauseweg meinte Frau Fahr: „Die Schwyzerschen Kinder besitzen noch nicht ganz die Güte des Vaters.“

„Sie waren sehr freundlich,“ widersprach Julia.

„Das will ich nicht abstreiten,“ entgegnete die Mutter.

Julia schwieg. Es tat ihr etwas weh. Aber sie hätte nicht sagen können, was es war. Mit gesenktem Kopf schritt sie neben der Mutter her.

Die Schwyzers und Hans Sprecher waren allein geblieben. Man sprach über die soeben Davongegangenen, wie man immer über die spricht, hinter denen sich die Türen schließen.

„Das Mädchen gefällt mir, ruhig, ernsthaft, sehr hübsch,“ urteilte Karl über Julia.

„Lade sie ihm nicht zu häufig ein, Vater!“ neckte Sprecher.

„Keine geschmacklosen Scherze, mein Freund!“ tadelte Ellen halb lächelnd, halb erzürnt.

„Was erlebt man nicht —“ wollte der Bräutigam weiterfahren.

Der Bankier unterbrach ihn. Er lehnte sich frei und überlegen in seinen Stuhl zurück. „Ich habe an diesem Mädchen eine tüchtige Arbeiterin und einen wackern Menschen gewonnen,“ sagte er ruhig.

Sie merkten ihm nicht an, wie tief erregt er war.

Sie erwähnten noch die Mutter.

„Sie scheint eine sehr vernünftige Frau,“ bemerkte Ellen.

Dann kamen sie auf andere Dinge.

Aber der Witwer war nur mit halber Seele dabei, obwohl er sowohl selbst sich am Gespräch beteiligte als zuhörte. In seinem Innern redeten andere Stimmen. Er mußte ihnen immer wieder lauschen. Sie geleiteten ihn ins Geschäft zurück. Sie wurden lauter, deutlicher, als es im Hause still geworden und er in sein Schlafzimmer trat. Warum sollte er nicht noch Menschen finden, die ihm etwas bedeuteten?

In seiner Schlafstube ließ er sich an dem alten Schreibtisch nieder, der im Zimmer stand, aber selten mehr benützt wurde. Er hatte ein Verlangen, noch an seine Jüngste zu schreiben. Die Einsamkeit war ihm lieb, lieb der Gedanke, daß hier niemand ihm während des Schreibens über die Schulter schaute. Es war ihm, als rede er persönlich mit Gritli, dem liebevollsten, natürlichsten und fest aufrichtigsten seiner Kinder. Gewiß, er hatte ihr eigentlich nichts — von Bedeutung zu erzählen, allein es bereitete ihm schon eine seltsame Erleichterung, da zu sitzen und mit einem lieben Menschen Zwiesprache zu pflegen. Er begann zu schreiben, er schilderte die Stille der Nacht, seines Zimmers, sprach von einem leisen Heimweh nach dem fernen Töchterchen, erzählte von Ellens Brautstand und der Rückkehr Karls. Ganz unversehens geriet er in einen Bericht über den Besuch der Fahrerschen Frauen, in eine Schilderung dieser selbst. Er wußte oder gestand sich nicht, daß ge-

rade dieser Teil seines Briefes die Haupt- und Alleinursache seines Schreibens überhaupt gewesen. Aber nachdem er seinen Brief abgeschlossen, legte er sich erleichtert und frohgemut zu Bett, freute sich, von unbestimmten Hoffnungen erhoben, auf den kommenden Tag, die Tage seines reifen Lebens überhaupt, und schlief bald ein.

Und der neue Tag kam wieder, dieser Tag der zu neuem Leben drängenden Erde. Schon der frühe Morgen füllte die gegen Osten gelegenen Zimmer mit Sonne. Ellen, die glückliche Braut, sang bei ihrer häuslichen Arbeit. Karl, der Sohn, begrüßte den Vater in der übermütigen Laune des sorglosen Junggesellen. Und als Schwyzer selbst in sein Kontor hinunterkam, lag freilich auf dieser Seite des Hauses noch Schatten; aber das Dach des nächsten Hauses war von Morgengold feucht, und im Garten sangen die geschwächigen, werbenden, lebensvergnügten Vögel. Da wurde auch dem Witwer das Herz weit und immer weiter. Er fühlte die Leere nicht mehr, die der Tod der Lebensgefährtin gelassen. Das Heimweh nach ihr war zum unbestimmten Verlangen nach Geselligkeit gewandelt, nach dem Genuß des Lebens überhaupt, das sich soeben in Blüten und Licht und drängender Fülle erneute. Zwar zeigte ihm ein zufälliger Blick in einen drüben an der Wand hängenden Spiegel die grauen Stellen seiner Schläfen; aber er bedachte seine Jahre und fand, daß er noch ein groß Stück Leben vor sich habe. Ja, er fühlte sich jung wie nie und bereit, mit den Jüngsten zu wetteifern. Seine frohe Erregung war so groß, daß er mit einer ungewohnten Hast seinen Pflichten oblag und sogar ein wenig ungeduldig wurde, als sein Prokurist mit immer neuen Anliegen bei ihm erschien. Wenn er aber allein war, glitt sein Blick durch die vielen Türen nach dem Raum Julia Fahrs hinüber. Ihren Platz selbst konnte er nicht sehen; aber einige Male wurde ihre Gestalt sichtbar, wie sie zu einem Nachbarpult hinüberschritt. Einmal begegneten ihre Augen flüchtig den seinen. Sein Herz klopfte. Es klopfte heftiger, als sie nach geraumer Zeit den Weg nach seinem Kontor nahm und ihm wie gewohnt Briefe

zur Unterschrift vorlegte. Er fühlte deutlich, wie ihm das Blut zu Kopfe drängte; aber er blieb äußerlich beherrscht und kühl. Erst, als er unterzeichnet hatte, fragte er nach ihrem und der Mutter Ergehen. Sie tauschten ein paar Worte. Als sie wieder ging, war ihm, er sei nicht freundlich genug gewesen.

Julia ihrerseits empfand eine merkwürdige Befangenheit, während sie durch die Räume zurückschritt. Schauten nicht da und dort die Kollegen von ihren Pulten auf? Waren sie neidisch? Weshalb aber? Was gab ihr solche Gedanken ein?

Von da an — aus Ursachen, die sie nicht zu erklären vermochte — fand sie nicht mehr die frühere Einstellung zum Prinzipal. Sie freute sich auf die Augenblicke, da sie zu ihm hinein durfte oder ihm begegnete, fühlte sich in einer verehrungsvollen Scheu und einem unbewußten Vertrauen zu ihm hingezogen, wurde aber verwirrt, wenn sie bei ihm war, und hatte eine heimliche Furcht vor den Blicken der andern.

Der Witwer lebte seine Tage. Die Erinnerung daran, daß Julia Fahr seine Untergebene war, verwischte sich ein wenig; er sah in ihr nur das liebliche, junge Mädchen. Sie lag ihren Pflichten mit einem unaufdringlichen Eifer ob, den ihre Leistungen um so deutlicher belegten. Der alte Müller ließ einmal ein Wort fallen: „Da haben wir eine gute Hand gehabt; die stille Julia leistet mehr als zwei ihrer gesprächigen Kolleginnen.“ Und der alte Müller war keiner der vorzeitig rühmte.

Schwyzer erfuhr gelegentlich auch, daß der Hausherr der Fahrs, mit dem er Rücksprache genommen, deren Miete bereits wieder ermäßigt hatte. „Ich wußte nicht, was für ordentliche Leute sie sind,“ erzählte dieser und rühmte die Zurückgezogenheit und Dienstwilligkeit der Frauen.

Eine Weile darnach berichtete dem Bankier einer seiner Ausläufer, der infolge mancherlei Schicksalschläge in Not geraten, daß, von Julia verständigt, Frau Fahr seine kranke Frau aufgesucht und ihr allerlei Wohlthat erwiesen, obwohl sie selbst keineswegs in Ueberfluß lebte.

Größere und kleinere Ereignisse steigerten so des Witwers Anteilnahme an den neuen Freunden. Vielleicht wäre aber das, was in seinem Innersten heranreifte, auch ohne dies stark und groß geworden.

Immer häufiger entwichen dem Geschäftsherrn bei der Arbeit die Gedanken und suchten das hinterste seiner Kontore. Immer öfter begleitete ihn Julias Bild, die Erinnerung an eine Begegnung, ein Gespräch mit ihr. Er war wieder wie

einer, der zum ersten Mal sein Herz verschenkt.

„Was ist mit dem Vater?“ fragte Ellen den Bruder.

„Das Geschäft wird ihm Sorgen machen,“ tröstete dieser arglos, „es ist jetzt eine schwere Zeit für Geldleute.“

„Mag sein,“ gab Ellen zurück. Aber das Feingefühl der Frau ließ sie mehr erraten, als sie sagte, und wenn sie mit dem Vater zusammentraf, war ein Befremden in ihrer Stimme und Art.

(Fortsetzung folgt).

Die drei gerechten Kammacher.

Nachdruck verboten.

Mit drei Textillustrationen.

Gottfried Kellers „Gerechte Kammacher“ haben schon einige hervorragende Künstler zur Illustration herausgefordert. Der kostbar nüchterne und doch unwiderstehlich schmunzelnde Humor dieser Seldwylers Geschichte muß für Künstler, die empfänglichen Sinn dafür und verwandte Stimmung in sich spüren, eine immerwährende Lockung bedeuten, bis sie ihr endlich folgen und Gestaltung geben *). So hat Preetorius die Novelle vor einigen Jahren reizend illustriert; so hat neuerdings der Zürcher Künstler Ernst Würtenberger dem im Verlag von Kurt Wolff, Leipzig, erschienenen, in kräftig großer Fraktur gedruckten, vornehm und großzügig als Geschenkband ausgestatteten Kellerschen Buche acht Holzschnitte beigegeben, die in ihrer gesammelten Kraft des Ausdrucks so einzigartig sind, daß sie in gewissem Sinne rückwirkend auf die Erzählung neues, überraschendes Licht werfen. Es ist jedenfalls auch ein Ruhmeszeichen für die Erzählfunktion Gottfried Kellers, daß selbst so kraftvoll modern gestaltete, von allem realistischen Kleinschmuß (wie Keller ihn gerade in dieser Novelle so behaglich anbringt) entschlossen absehbende Illustrationen nicht fremd und unorganisch wirken, sondern im Gegenteil eine ganz merkwürdig anmutende Einheit mit dem Werke Kellers bilden.

Das Geheimnis liegt wohl darin, daß die moderne Holzschnittkunst bewußt zu-

rückgreift auf die Zeiten ihrer ersten Blüte, wo man die Holzschnidekunst dem Material gemäß handhabte. Heute berühren uns solchermaßen klar und schlicht gehaltene Holzschnitte etwas altertümlich, und gerade Würtenbergers Holzschnitte zu den „Gerechten Kammachern“ haben ähnlich altertümlichen Charakter. Daher fügen sie sich so prächtig ein in diese Novelle aus einer mittelalterlich gebauten, in Vielem auch noch mittelalterlich gesinnten Kleinstadt. Der Begriff „altertümlich“ birgt übrigens besonders im Hinblick auf Ernst Würtenbergers Holzschnitte nur gute, gründliche, gediegene Eigenschaften. Allein schon die Materialgerechtigkeit, von welcher wir oben sprachen, ist ja ein hohes Ziel, nach dem heute alles Kunstgewerbe wieder in aufrichtigem Bemühen strebt. Dann ist die markige Vereinfachung der Linien, die kernhafte Behandlung von Licht und Schatten, die ganze Verinnerlichung und Stärkung des Ausdrucks, der sich nicht mehr in die aufzählende Schilderung aller zufälligen kleinen Zutaten der Umgebung verzettelt, sondern sich auf das Notwendigste sammelt — das alles sind Vorzüge, die Würtenbergers Holzschnitte im allgemeinen auszeichnen. Sein künstlerischer Ernst wirkt männlich groß; sein Können ist überaus sicher, zielbewußt; die durchsichtig angelegte Zeichnung fesselt durch die stets eigenartige, unabhängige, stets aber auch prachtvoll harmonische Aufteilung der Fläche; vor allem aber prickelt in den Holzschnitten ein ungemein gesunder, niemals grob werdender, stets

*) Vgl. die köstliche Zeichnung von Dora Hauth in „Die Schweiz“ 1912 S. 555.